

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Internationale Größe

(E. Thöny)



„Ich habe nix Angst vor die Invasion, ich sprechen eine so tadellose
Deutsch, daß sie mich halten müssen für eine Landsmann!“

Alto personaggio internazionale: "Io aver niente paura per invasione; io parlare tanto buono lo tedesco da mi dover prendere per una compaesano!.."

Schneeglöckchen

(Toni Bicht im Felde)



„Wirds dir nicht zu kalt zum Sitzen, Onkel Otto?“ — „Nein, nein, ich hab einen ganz guten Platz da...!“

Bucaveve: „Non sarà troppo freddo per te, zio Ottone, lo startene là seduto?.. — “Oh no no!... Qui ho un magnifico posto!..“

Die schweren Verwandten

Von Walter Foitzick

Die Verwandten hatten Webers geerbt, das heißt, Webers waren zu ihren eigentlichen Verwandten auf die gleiche Art und Weise gekommen wie andere Leute auch. Aber diese Verwandten hatten sie tatsächlich geerbt. Jetzt standen diese Verwandten im Speicher ihres kleinen Hauses, und einige im Keller, namentlich die ganz schweren. Die Verwandten bestanden nämlich aus Marmor, aus eitel Marmor.

Einmal hatten die Bildsäulen Salon und Halle und Edzimmer in Frau Webers Elternhaus geschmückt. Als der älterliche Haushalt aufgelöst wurde, fielen sie ihnen durch Erbschaft zu. Webers hatten sich nichts Böses gedacht, als sie diese Erbschaft annahmen. Es waren ja Kunstwerke, Kunstwerke von der Hand eines seinerzeit berühmten Künstlers, von dem sogar regierende Fürsten Vorfahren in Stein aushauen ließen und diese mancher Stadt zum Geschenk machten. Würden Sie etwa auf so eine Erbschaft verzichten, wo doch viele reiche Fabrikanten auch ihre Vorfahren und Verwandten damals von diesem Künstler in Stein nachbildeten? Außerdem waren es ja Verwandte, die Großmutter in Carrarmarmor und Großvater dergleichen, und einige zu ihrer Zeit strahlend schöne Tanten, wie es in der Familientradition hieß. Sie hatten alle eine sehr unmoderne Frisur, diese Tanten, eine Frisur in carrarischem Marmor. Unten waren Großmutterchen und der Großpapa und die Tanten nicht da, sondern nur oben, sie

waren Büsten. Das änderte aber ihr Gewicht keineswegs, denn dafür hatten sie Sockel, Säulen und ganze Felspartien, wieder aus Marmor.

Haben Sie schon mal Marmor gehoben? Wenn Ja, werden Sie wissen, daß Marmor sein Gewicht hat. Wo der einmal steht, wächst kein Gras mehr und außerdem muß er dort stehen bleiben, bis drei oder vier geübte Männer kommen und ihn an eine andere Stelle transportieren.

Webers hatten erst gehofft, die Museen würden sich um so schwere Kunst reißen. Sie rissen sich aber nicht, so berühmt war der Künstler denn doch nicht, obwohl seine Denkmäler nur so herumstanden.

In dem kleinen Haus war kein Platz für das Monumentale und so war es eben in den Speicher und den Keller gewandert. Gewandert ist gut, nein, es war gewuchtet worden.

Frau Weber besaß Pietät, sie hing an ihrer Familie, wenn auch nicht so sehr an dem Marmorstein. Sie war dagegen, als ihr Mann einmal den Vorschlag machte, man solle die Plastiken in der Nacht heimlich in den öffentlichen Anlagen geschmackvoll aufstellen. Die Stadtverwaltung würde es nicht merken; man würde sie für ehemalige Bürgermeister oder sonstige Wohltäter der Gemeinde halten und pfleglich behandeln, mit Tulpenbeeten umgeben und dem Schutz des Publikums empfehlen. Nein, das war Frau Weber peinlich. Ein Gärtner könnte es doch einmal merken, und dann würde man nachsehen und finden, daß diese Denkmäler nicht im Führer durch die Kunststätten der Stadt stünden.

Einmal allerdings wurden die Familiendenkmäler

in die Wohnung geschafft. Die Laderinnung arbeitete im Schweiß ihres Angesichts. Das geschah deshalb, weil die Witwe des Bildhauers zu Besuch kam. Sie wollte doch einmal die Nachkommen des Mäzens ihres Mannes besuchen, die mit soviel künstlerischem Verständnis das Erbe des Verbliebenen bewahrten und sich nicht von ihm trennen wollten.

Was sollten da Webers anders tun? Sie schmückten die Wohnung mit den Bildwerken und den Sockeln. Die Witwe war gerührt. Später sagte Herr Weber, die Kunst müsse wieder fort, er wolle in keiner Stagesallee wohnen.

Onkel Felix schlug vor, die Verwandten in Schellen zu schneiden und zu Marmorplatten für Nachfischerchen zu verwenden. Da hätte man aber Frau Weber sehen sollen, nein, das ginge denn doch nicht, Großmutter im Aufschnitt.

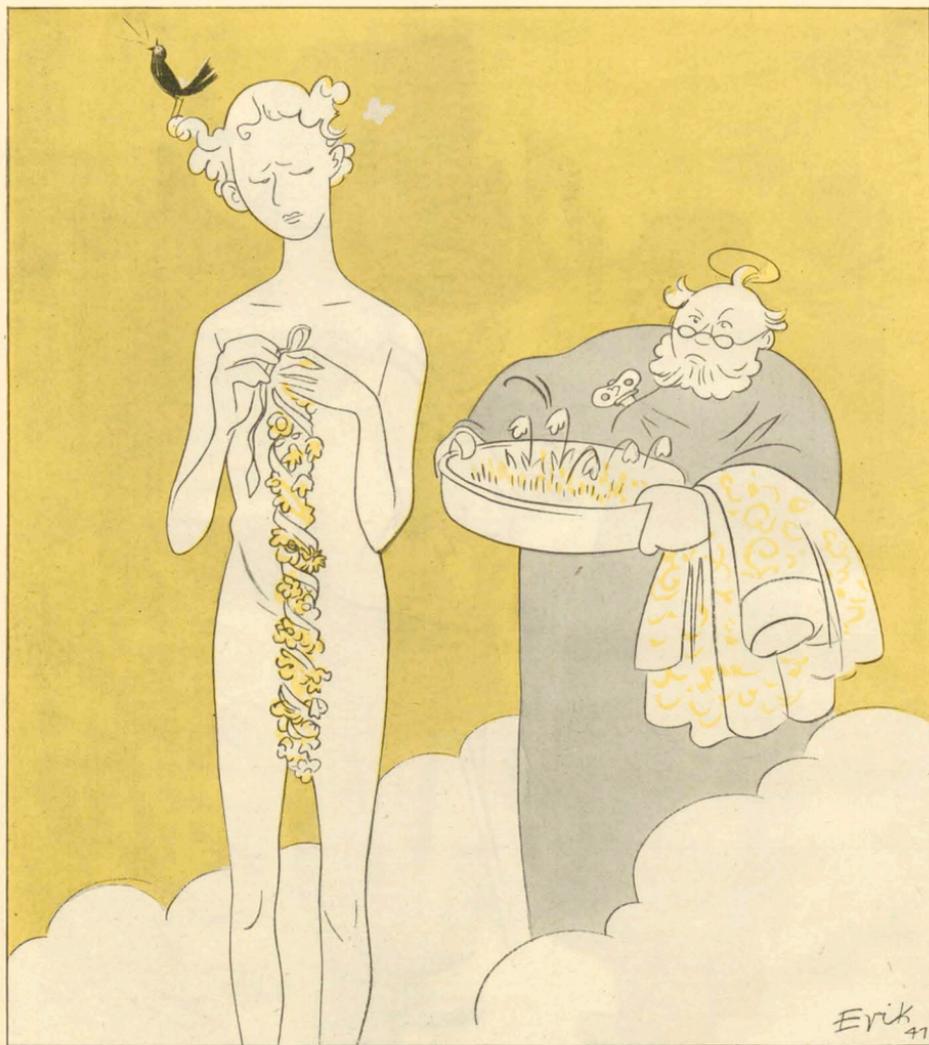
Die Bildhauergattin hatte übrigens ein ganz vorzügliches Gedächtnis, und es fehlte ihr die große Bronze der kleinen Edith, eine Kinderplastik in Lebensgröße. Diese hatten Webers bei der Metallablieferung geopfert und viel Ehre mit den fünf Zentnern erworben. Der Bildhauergattin erzählten sie nichts von dieser Ehre, sondern konnten sich an die schwere Edith einfach nicht erinnern. Jetzt sind die Verwandten wieder fortgeräumt und warten darauf, daß sie wie alles Menschenwerk in Staub zerfallen. Ach, Marmor ist sehr haltbar, manchmal sogar dauerhafter als menschlicher Ruhm.

Eine Hoffnung haben Webers allerdings noch. Vielleicht kommt mal eine Marmorsammlung. Was wird das bei Webers für ein Spenden geben!



„Die Trümmer gehören schon mir, nach dem Krieg gründe ich eine Ruinenbesichtigungs-A.-G.!“

Business: „Le macerie appartengono già a me. Dopo la guerra fonderò una Società Anonima: 'Visita Rovine, I.,



„Da —, mach' dich langsam fertig!“ — „Ich kann nicht, ich soll ausgerechnet bei den Engländern General werden!“

Il generale 'Primavera: „Ecco qui ... preparati pian piano!.,
„Non posso; devo diventar generale e ... proprio per gl' Inglesi!.,

RUND UM DEN KARPENTEICH

VON HEINZ STEGUWEIT

Wenn einer karesieren möchte, und er darf nicht, weil die Mutter warnte, er wäre noch zu jung, so ist das nicht sonderlich bitter. Denn sehet, der Sohn, dieser feine Nichtsnutz, hat immer noch die Möglichkeit des süßen Ungehorsams. Er macht dennoch den Anlauf, und führt sein Mädchen ins Grüne, konnte was mag. Wenn aber einer karesieren möchte, und er darf's nimmer, weil die eigne Gattin drohte, er wäre schon zu reif, zu vernünftig, wömglich zu alt für derlei Aventuren außerhalb der einmal vorgeschriebenen Wege und Punkte, dann reist sich unser Mitgefühl für den edlen Gefangenen. Wir haben es in dieser Geschichte mit Männlichkeiten beider Sorte zu tun. Denn Fränzel, der heitere Schütze, war an zwanzig Jahre jünger als jener Hauptmann Liburtius, dem er hilfsbereit täglich die Stiebel polierte, blank wie Tafelteller, muß man wissen. Fränzel war ledig, Liburtius längst ehelicher Genöß, — ihr acht die Spannungen, ihr seht schon die sprühenden Funken solcher Nachbarschaft.

Schon ist das Soldatenleben? Langsam, nur Gedächtnisbilder lebten sich doch in Wäldern, dem Gipfel einer Lust folgt jeweils das Tal hurtiger Notwendigkeiten; das Dasein pflegt mehr Gräben als Höhen zu spendieren, und letztlich ist jener Wanderer am glücklichsten gebaut, der auf dem Gipfel immer wieder singen oder lieben kann, so sehr er noch schnaufen muß vom Klettern hierher. Die Kompanie hatte Gewaltmärsche hinter sich, und der Gang durchs Revier der Splitter, Minen und Kugeln war keine Promenade gewesen. Heuer aber, da die Gefechte ruhen und der Gewinn des Sieges in allen Quartieren gefeiert wurde, sah sich der Hauptmann in den Gemächern jenes flandrischen Schlosses um, das ihm zur Herberge angewiesen war. Nun, eine Wasserburg inmitten schimmernder Büchen, der Teich ein spinatgrünes Süppchen, zuweilen floh seine Seite aus dem Binsed, weil der Sommer glomm, schlen das geschwind'le Spiel der Libellen ein besonderes Fest: Was wußten sie vom Krieg, für Freund wie Feind glitten sie umher, Got wußte allein, wovon sie sich näherten, die stummen Vögel der Annut. Hauptmann Liburtius ließ in Erdgeschöß, brückte Fränzel Fenster auf allen Spaß der Natur. Fränzel, wir haben es gut getroffen. Und wo wohnt du —?

„Ne, Treppe höher, Herr Hauptmann.“ Indes er sprach, kramte er den Koffer aus, der hatte Striemen und Schrammen, ein Vornschurz war eine rauhe Reise. Zugleich entwich dem Munde des Jungen ein Seufzer, so von Herzen gar, wie ein Soldat ihn immer seufzen sollte.

„Kerl, wo klemmt es dich?“

„Ach, die Mädels, Herr Hauptmann, die maledanten Dinger!“ — „Sind keine dar?“

„Ei doch, Luderer, ruhe die Karpen im Teich. Aber sie sprechen nur flämisch, und ich angele auf deutsch. Wer beißt da an?“

So lächelte er, indes der Offizier lachte. Das war immer so: Die Ledigen lächeln, sie haben alles noch vor sich. Doch die Gebundenen lachen laut, den holden Zauber kennen sie längst und begaben sich der Scheu vor dem Geheimnis.

„Nicht lachen, Herr Hauptmann, Ich bin halt dumm.“ Der Glückliche. Er darf noch, dachte Liburtius. Ich sollte mich im Erinnern, meditierte er überdem.

Doch der erste Ruhetag blieb nicht ungenutzt. Jeder schrieb nach Hause, der Hauptmann an die Gattin, der Fränzel nach Müttern. Und man sah sich um, die Gärten schweigten, es musizierte in Hecken und Kronen; wo die Mücken wimmelten, dort saugten auch Schwalben, und die Amsele zupften sich Wimpern aus dem Hasen wie weichen Spauel. Ja, und drei flandrische Jungfern kamen des Weges, uppige Schätze mit Kannen voll Milch und Gesichtern voll Kichern oder Gesang. — Unseren will sich mit dem Anblick begnügen, dachte der Hauptmann, wenn ich nur die Seite meines Hauptmannes zu salben. Wo steckte der Bursch?

Er sah ihn nicht. Denn weit im andern Winkel des Parks stand der Junge auf einer Brücke aus Birkenholz. Schaute hinab ins Gewässer, so fette

Karpen döstern, zehnfündige Gesellen, vollreif zum Schnappen; sie ließen sich füttern mit Krümeln, freilich auch mit Fliegen, die Fränzels Hand schleunig zu Haschen wußte. Den Wisch verstand er vom Dorf daheim. Und wie die Karpen so langsam, so aufreizend träge am Fuß der Brücke sich sammelten, hatte auch der Bursch sein Wännen und Trachten: Ich will auf alles verzichten, sann er, könnte ich nur meinem Hauptmann gesottenen Karpen servieren!

So dachte der Ledige an den, der nicht karesieren durfte. Und ging heim ins Schloß, bastelte aus Draht und Kordel eine Angelschnur, lang genug, um spät abends, wenn das Mondlicht ins Gehege schneite, den heimlichen Fang zu versuchen.

Ich erzählte, daß Fränzels Kammer über des Hauptmanns Gemächern lag, genau eine Treppe hoch; wer also unten wohnte, vermochte die Schritte des oberen zu hören, das Gebäude war alt, der Boden dünn, die Landschaft ringsum ohne Donner und Harm.

Genug. Als die zehnte Abendstunde vom Söller Hang, stieg der Fränzel ins Erdgeschöß, schloß die Hacken, baute sich ein: „Hat der Herr Hauptmann noch Wünsche?“

„Ne. Geh nur schlafen, hau dich hin, bis morgen.“

Und der Junge klomm wieder hinan, parierte aber nicht, löschte vielmehr seine Kerze und legte sich bläulich ins Fenster. Drunten glimmerte der Teich, jedes Windchen machte ein Wellchen, und des Mondes Vorwitz sprühte umher. Mit diebischer Behutsamkeit ließ Fränzel die Schnur in den Abgrund rinnen, ein Wurm bog sich schmerzhaft an der Krampe — ach, was da ködern will, krummt sich beizeiten. Der Angler aber, dem Glück vertrauend, rechnete klug: Find' ich kein Mädel, ho! Ich den Fisch. Und hängt mir kein Schatz an der Lippe, soll mir der Karpen aus Würchen beißen. Gott erhalte das Fleisch.

Ein Anglers Geduld pflegt ungeheuer zu sein. Ein Angler mag zwischen Aufgang und Untergang nur eine Oisardine erben, er lobet dennoch den Herrn. Ein Fischer kann vom Abend bis zur Frühe vergeblich sein Netz bewachen, er spürt nicht die Zeit und hebt zu singen an: Wie schön leuchtet uns der Morgenstern! Und kommt eines Tages der gute Fang, segnet der Harrende stolzen Preis aller Mühe.

So war es mit Fränzel am flandrischen Fenster. Immer wieder warf er die Kordel aus, wohl zehnmal teilte ein frischer Wurm das Geschick des alten, bis — des Burschen Herz schlug lauter

fast als die Mitternachtswunde vom hohen Gestühl — bis ein Zerrn und Zucken den Angler beinahe aus dem Rahmen stürzen ließ: Ein Großtier hing am Haken. Da glühten die Ohren, und der Arm packte sich lahm. Eine Viertelstunde lang Fränzel den besessenen seine Purzelbäume schlagen, hierher und dorthin floh die Kreatur durchs gepötschte Wasser, doch ihr Zwanziger lockerte nicht die Kraft. Bald muß er vernünftig sein, rechnete Fränzel, und so war es denn: Zug um Zug hob er die Schlinge ins Vierelstunde zappelnde Fisch, ein Kamerad vom artigen Maßen. Schwer wie ein Kalb hing die Last, zwar immer noch voll Trotz, das Tier klatschte oft ans Gemäuer und endlich gar an des Hauptmanns Fenster ...

Gestattet ein Atomholen, es scheint hier notwendig. Bedenkt, das Bersten einer Scheibe klorde durch die Nacht, Und in des Hauptmanns Zimmer, das unter Fränzels Stube lag, klimpern die Scherben umher. So daß der Offizier, vom friedlosen Geräusch aus dem Bette fahrend, nur noch den formlosen Schatten eines Wesens bemerken konnte, das sich langsam aufwärts steigend, nach oben entschwebte: Ho! der Teufel, ein Späher oder Ieb, ein Feind oder was —? Fränzel aber teilte im oberen Stockwerk nunmehr die Todesangst seines Fisches. Er wußte: Der Karpen hatte unten ins Glas gehauen, und der Hauptmann konnte bei aller Tiefe des Schlummer solchen Lärm nicht überhören, sinntend doch einige Splitter ins Bett des Offiziers gefallen sein müßten. Was nun, was tun, ach, angelegte Jungens sind helle auch in der Dunkelheit: Fränzel hörte Schritte auf Treppe und Flur, also klapperte er sein Bett auf, warf den Lärpern hinein, sagte „kuch dich“, deckte das Bett wieder zu ...

... als die Tür geöffnet wurde und der hohe Herr Liburtius auf der Schwelle stand: „Licht machen!“ Bleibt gnädig, ihr Engel des Himmels, flüchte Fränzel ins Bett und suchte er Feuerzeug und Kerze, bis die Kammer im milden Licht des Stearinstummels glänzte. Zwar trug der Offizier nicht Sterne noch Stiefel und nur einen Schlafanzug mit bläulichen Streifen, dennoch salutierte der Angler strahl vor dem Herrn. Und da Fränzels Rücken dem Bett zuckelte, war, so daß die blinkenden Augen nicht sahen, was hinter ihnen geschah, begriff des Burschen Seele keineswegs, warum der Hauptmann, von Heiterkeit geschüttelt, nicht schelten und nur noch lachen konnte. War doch der Karpen humorlos gegen, weder zu kuchen, noch sonst sich fromm zu verhalten, vielmehr zappelte er unter der Steppdecke weiter, es sah aus wie ein Strampeln, so ungeduldig, so voll des holden Verlangens.

Da der Hauptmann die Lage erkannt zu haben meinte, lachte er noch immer, anders zwar als am gestrigen Morgen. Das neue Lachen scholl nicht mehr eintönig und verzichtend, es gedieh zu einem Belcanto des Vergnügens, es wurde ein Genuß aus des Herzens sonntäglicher Kammer, denn das halb wache und halb noch schlafnrunne Auge weidete sich am Streich der Wirklichkeit: „Rühn, rühn, rühn, bist doch ein wahrer Held.“

Zwar nahm der Junge nunmehr bequeme Haltung an, er schmunzelte sacht, wüßte aber noch immer nicht, daß hinter seinem Rücken das Bettzeug alleweil sich erregte. Hauptmann Liburtius bewunderte so viel Leidenschaft, — das dämpfte er jegliches Ergötzen, es war ja nicht seines Herzens Kundschaft, die er hätte versuchen können. Und, die schönste Trübe wieder schließend, hauchte er wohlthätigen Tonfall: „Weitermachen, Fränzel, weitermachen“, schlich hinab, das geborstene Fenster eiliglich zu bestaunen: Not bricht Eisen, Scherben bringen Glück, und die Liebe ist eine Himmelsmacht.

Drei Tage lang wurde der endlich entschlafene Karpen in Fränzels Waschschüssel ausgeschwemmt, dann dampfte er, garniert mit Meerrettich und gebrühten Zwiebeln, auf des Hauptmanns Tisch. „Ich will nur die Seite meines Hauptmannes zu salben“, schwor der redliche Bursch. „Es dürfte auf Gegenseitigkeit beruhen“, drohte Liburtius und entfaltete die Serviette. Im Schloßpark aber sangen die Vögelin so wunderschön ...

Liebeslied / Von Willibald Omanin

Unter Schubacke und Halunken,
müd im Staub vor Herdentreibern,
fachte bin auch ich gefunken,
und ich hab' mich oft betrunken,
teils an Wein und teils an Weibern ...
Ble dein Augentieren genunken.

Steh, ich bin ein grimmer Igel,
flächling, ichlangensiffig, müßel,
doch noch flies' ich über Hügel,
ohne Bügel, ohne Zügel
meifre ich mein Schicksalsbleit.

Liebe Mädchen, liest das Zöpschen
Dir auch heute gar um Köpfchen,
bleibt doch enig mein Idoi,
Schicksalfalt und unerfüllbar
lieb ich dich. Schmerzlich. Unfüllbar.

Licht in tiefem Krämer!al!
Zöpschen Ramfich und Auschöpsbare
blüht du als mein Lebensmal.
Rätfelreife, munderbare!
Jauchend über Gram und Qual
grüß' ich deine neunzehn Jahre.

Von Bela Szenes



„Sei doch etwas leiser, Fritz!“ — „Ich denk ja nicht dran, jetzt wo wir verheiratet sind, freu ich mich über jede Treppenstufe, die ordentlich knarrt!“

Il giovane sposo: „Non far troppo rumore, Fritz!“, „Ma che! Non ci penso affatto!

Ora che siamo sposati, ci trovo un gran gusto ad ogni scricchiolata di gradino!..

Die Frau, die ich als Vorlage für meinen Roman „Eine unmögliche Frau“ nahm, hatte ich mehrere Jahre zuvor bei einer abendlichen Geselligkeit auf der Margaretinsel kennengelernt. Sie war wirklich eine unmögliche Frau. Auch ihren Gatten und dessen Freund lernte ich damals kennen. Einige Jahre später begegnete ich der Frau wieder, damals am Wörther See. Es war aber bereits ein anderer Mann in ihrer Begleitung, nur der Freund war geblieben.

Man erzählte mir mancherlei Ungewöhnliches über sie. Ich war in solchen Dingen noch ein Stümper und konnte nicht verstehen, wieso einer Frau, die keine „Stümperin“ mehr war, derlei Dinge passieren konnten.

Ich beobachtete die Frau. Sie fesselte mich. Eines Tages meinte sie: „Sie können wirklich einmal auch über mich einen schönen Roman schreiben!“ Auch späterhin kam sie noch öfter auf diesen Gedanken zurück. Wir begegneten einander dann in der Folge noch einige Male auf der Straße in Budapest, tauschten einige flüchtige Gemeinplätze „Wie geht es Ihnen?“ und gleich darauf: „Küß die Hand!“

Vergangenes Jahr, an einem Herbsttag, sah ich sie von der Straßenbahn aus. Ich erinnerte mich an ihren Lebenswandel, sowie an alles, was ich über sie wußte. Sie setzte sich in meinen Gedanken fest und war nicht mehr daraus zu vertreiben. Da schrieb ich eines Tages meinen Roman „Eine unmögliche Frau“ und war überzeugt, kein Leser würde ernstlich glauben, daß so etwas in Wirklichkeit möglich wäre. Niemand würde daran denken, daß ich da eine wahre Geschichte erzählt hatte. Nur wir beide — ich und die „unmögliche Frau“ — würden wissen, daß sich das alles auch tatsächlich zugetragen hatte. Den Namen hatte ich selbstredend geändert und auch sonst die Umstände ein wenig verschoben.

Kaum waren aber in einer bekannten Zeitschrift die ersten Fortsetzungen der „Unmöglichen Frau“ erschienen, da meldeten sich zu meiner größten Überraschung dutzendweise Damen, die in der Heldin des Romans sich selbst wiederzuerkennen glaubten und sich aufs äußerste kompromittiert fühlten. Ihrer Tätigkeit nach waren es Schauspielerinnen, Filmdarstellerinnen, Baroninnen, Bankierstöchter, geschiedene Frauen usw. Sie alle stellten fest, in den bisherigen Romanfortsetzungen sei ihre Lebensweise verblüffend getreu wiedergegeben. Die meisten von ihnen wiesen darauf hin, daß bereits ihre Freundinnen, Verwandten, Mütter oder Gatten darauf aufmerksam geworden wären und forderten kategorisch, ich solle ihr Leben nicht weiter behelligen und umgehend jede weitere Veröffentlichung des Romans einstellen. Es gab unter ihnen auch solche, die sich freuten, einer Unsterblichmachung für würdig befunden worden zu sein, und die mir sogar weitere Daten und Einzelheiten zur Verfügung stellen wollten. „Und“, fügten sie hinzu, „falls es dem Herrn Schriftsteller vielleicht lieber wäre: eventuell auch gerne bei persönlicher Rücksprache.“

Eine der Damen schrieb mir, allerdings ohne ihren Namen zu nennen: „Mein Herr! Ich weiß ganz

Halifax und der Bettler

(Erich Schilling)



„Ich bitte um eine kleine Unterstützung, Herr Kollege!“

Halifax ed il mendicante: „Vi prego, collega, di favorirmi un piccolo sussidio!..“

genau, daß das Ganze nur ein gemeiner Racheakt der Frau W. ist. Die Frau W. hat Sie so genau über alles unterrichtet. Sollten Sie aber die Unverfrorenheit besitzen, auch noch alles Weitere so wahrheitsgetreu wiederzugeben, dann wehe Ihnen und der W.“

Allmählich gewöhnte ich mich an diese Briefe und dachte auch nicht mehr viel an meinen Roman. Da traf ich gestern unerwartet „sie“ auf der Straße. „Sie“, das Vorbild, die Wirkliche, die Dame von der Margareteninsel, die ich als

Vorlage für meinen Roman genommen hatte. „Wie geht es Ihnen, mein Bester?“ begrüßte sie mich. „Seitdem ich Sie zuletzt gesehen habe, sind Sie ja ein berühmter Mann geworden! Ich las mit Begeisterung Ihren neuen Roman „Eine unmögliche Frau.““

Jetzt wurde der Ausdruck Ihres Gesichtes plötzlich nachdenklich und ernst. „Sie sind ein schlechter Mensch, ich bin sehr böse auf Sie!“

„Auf mich? Ja, weshalb denn?“ brachte ich erbleichend hervor.

„Sie schlechter Mensch!“ wiederholte sie und schlug mir neckisch mit dem Handschuh auf die Hand. „wann werden Sie denn endlich auch über mich einen schönen Roman schreiben?“ (Aus dem Ungarischen von H. B. Wagenseil)

Drunter und drüber

Ob blond, ob braun, ob schwarz, ob grau -
Was drunter sitzt, das ziert die Frau.
Das schönste Haar rote Seidenzwirne
Deckt oft ein kleines Großgehirn! W. U.



Trilysin

1. Zur Kräftigung des Haarwuchses
2. Gegen Schuppen und Haarausfall
3. Gegen schädliche Haarparasiten



Besonders bei weichem Wasser und auf Reisen . . . !

Bei der Rasur mit weichem Wasser ist die restlose Entfernung des Rasierschaumes doppelt schwierig. Hier hilft PERI-Balsam. Morgens nach der Rasur beseitigt PERI-Balsam auch die tiefliegenden Seifenreste aus den Poren und nimmt der Haut die Spannung und Rötung. - Tagüber einige Tropfen PERI-Balsam, von Fall zu Fall aufs Gesicht aufgetragen, genügen, um die Haut von Staub und Bakterien zu reinigen. Vertrauen Sie auf die millionenfach erprobte PERI-Qualität und verwenden Sie von heute ab das herb-aromatische PERI-Balsam mit seiner belebenden und erfrischenden Wirkung.

PERI Balsam

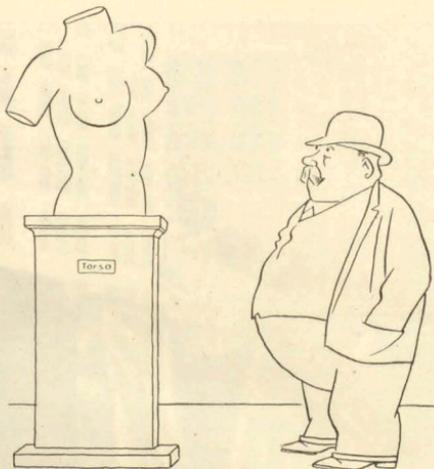
das Hautwasser des gepflegten Herrn.
Eine Wohltat nach dem Rasieren!

PERI-Balsam
reinigt - erfrischt - belebt
Flasche RM 1.25 und 2.20

DR. KORTHAUS • FRANKFURT a. M.

Kunstbetrachtung

(Jos. Geis)



„Jetzt fällt's mir ein — Herz hät't i gestern nachspielen müssen, dann hät't ich 's Solo g'wonnen!“

DAS AALESSEN / VON BASTIAN MULLER

Golden sank die Sonne. Über den Inseln im Fluß hob sich, noch kaum merklich, ein weißer Nebel. Ich wanderte den Fluß entlang, pfiff leise vor mich hin. Ich sah, wie die Rebberge in der Abendkühle, die sich wohlwendig ins Tal senkte, dunkel und glänzend wurden. Auf die Weinstöcke fiel nun der Tau. Nach der großen Flußbiegung sah ich den Kutter nah beim Ufer auf grünem Wasser liegen. Mein Magen knurrte vor freudiger Erwartung. Heute würde es ein gutes Mahl geben, von Hein, dem Fischer bereitet. Ich war ein wenig stolz auf mich. Schnell wurden die Menschen meine Freunde. Nun war ich drei Wochen in dem kleinen Städtchen und bereits luden mich die Menschen zu sich aufs Schiff, zu frisch gefangenem Aal. Und nicht nur Hein war es, der so freundlich zu mir war, ich lachte leise. Da war noch jemand anders, dem ich zulächelte und von dem ich manchmal ein Lächeln bekam. Luise war es, die Tochter vom Fährmann Kern. Leider traf ich sie bisher noch nie am Abend. Ich hatte Hein gebeten, mit dem Bereiten des Essens zu warten, denn ich wollte alles ganz genau sehen. Er stand auf Deck des plumpen Kutters und winkte von weitem. Als ich ein Stück weiter war, stieg er hinab ins Beiboot und kam zum Ufer. Da erwartete er mich. Sein junges Gesicht war ganz braun vom ewigen Wind und der Sonne, seine Zähne weiß und sein Bart frisch rasiert. Er reichte mir die Hand und lachte mich an. Aber mein Anerbieten, ihn zum Kutter zurückzurufen, lehnte er ab. „Dann kommen wir nie dort an“, sagte er und zeigte auf die gurgelnde Strömung.

Noch nie in meinem Leben war ich auf so einem Schiff gewesen. Breit und kurz wie ein Holzschuh lag es an schweren Ketten verläut. Stark war der stumpfe Mast, nur zum Ausfieren des Netzbaumes bestimmt. Ganz ohne eigene Kraft, ohne Motor und Segel ausgestattet, war es nur auf die Ketten angewiesen, an denen es nachts zum Fang in die Strommitte gewunden wurde. Hinten auf der Back standen die großen Wirschen und im Vorschiff war die Luke für frische Aale, gefüllt mit Wasser, hielten sie sich da frisch.

Das alles war mir neu und ich sah es mir an. Hein nahm einen Kescher und stocherte damit in der Luke herum. Wählerisch fischte er unser Abendbrot. Es war ein dicker, grüner Aal, den er schließlich mit einem Sackgut fäbte und dem er mit scharfem Messer hinter den Kiemen das Rückgrat durchschnitt. Ich fand es nicht sehr schön, eine dünne Spur hellroten Blutes rann auf das Deck. Aber Hein war sehr geschickt, und als ich wieder hinsah, hatte er den Aal an einen Nagel gehangen und zog ihn ab.

Währenddem sank vollends die Sonne. Grün wurde auch der Himmel, aber auf eine seltsame Weise grün, überhaucht von einem blassen Gold,

glimmend wie Perlmutter, aufleuchtend, wieder blasser werdend, höher und unendlicher. Wir sprachen nicht miteinander. Nur Hein sagte: „Nun schür ich das Feuer an.“

Die Kombüse stand mittschiffs und man ging ein paar Stufen hinunter in die Plicht. Die war aus zwei Teilen, achteten die Kojen und vorne der kleine Herd und ein Tisch. Das war nun Heins Welt für einen ganzen Sommer. Überall lagen die Kutter im Strom, nur waren auf den meisten zwei Menschen, der Fischer und seine Frau. Hein machte die Arbeit allein. Er legte trockenes Reibholz an und stellte die Pfanne auf. Dann hielt er ein Streichholz ans Reibholz, und hell loderte das Feuer auf. Die trockene Pfanne begann zu rauchen. Er sah mich vielsagend an: ich sollte abacht gehn, so brennt mast den Aal. Ant die Pfanne fast glühte, warf er die Stücke des dicken, fetten Aals hinein, es zischte in weißen Wölkchen auf, und das helle Fleisch krümmte sich in der Hitze. Hein drehte es schnell, und so schloß es sich von allen Seiten. „Da bleibt der Saft drin“, sagte er. Und nun war schon der Duft in unserer Nase, noch dünn und zart. Aber noch hatte Hein seine Kunst nicht gezeigt. Aus einer Büchse holte er etwas, was er sein Gewürz nannte. Es sah aus wie gestobener Majoran, roch aber anders. Es war auch Salz und ein wenig Paprika darin, das konnte ich riechen. Heins streute es mit spitzen Fingern über jedes einzelne Stück. Die schwollen in ihrem Saft fast zu doppelter Größe und drohten zu platzen. Dann nahm Hein jedesmal für einen Augenblick die Pfanne vom Feuer.

Doch nun kam das Wunder. Unter dem Tisch stand eine Flasche herber Restig, die näher er und etwas Butter, und beide auf ein beliebiges. Da erfüllte ein schwindelerregender Duft die kleine Kombüse. Mein schmunzelte über das ganze Gesicht. Es war deutlich zu sehen, das Essen war gelungen. Aber dann war draußen ein leiser Pfiff und Hein horchte auf und sah mich an. „Besuch?“ fragte ich. Ich gestehe, ich sah es nicht gern. Hein ging an Deck, und gleich darauf hörte ich ihn ins Beiboot springen. Ich sah ihm nach und sah jemand am Ufer stehen. Ich sah es gleich, es war Luise. Im ersten Augenblick konnte ich gar nichts denken. Aber dann rief ich hinüber: „He! Willkommen an Bord.“

Ich tat drei Schritte hin und wieder zurück und war plötzlich voll Ungeduld. Ich hatte ein heißes Gefühl für Hein. „Ein feiner Kerl“, so lobte ich ihn. Vor ein paar Tagen hatte ich ihm von meiner heimlichen Liebe erzählt. Nun war er so nett und brachte uns zum erstenmal zusammen.

Aber dann schrie es mir, als die beiden vom Beiboot an Bord jumpen, als habe Luise gar nichts von mir gewußt. Sie sah mich groß und verwundert an. Es war nun schon dämmrig-dunkel und wir gingen alle nach unten. „Nehmt Platz“, sagte Hein.

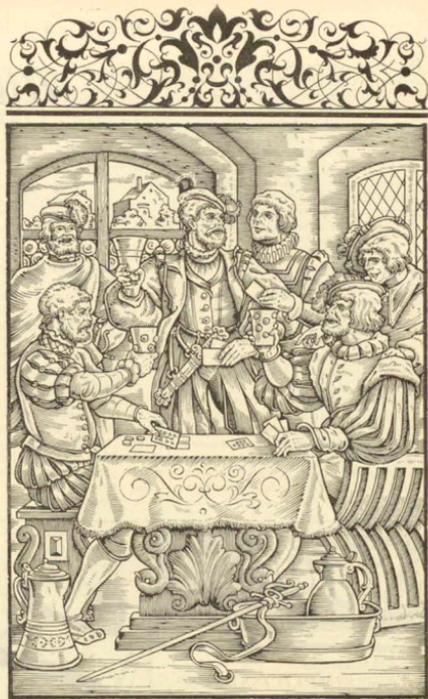
„Das heißt, Luise, du kannst schon die Teller holen, du weißt ja, wo sie stehen. Und bring die grünen Gläser, die Römer, wir trinken einen Steger, vielleicht holst du ihn rein.“ Da erst wußte ich es. Das letzte Zweifel nahm mir Hein, indem er mich ansah, während Luise draußen war und aus dem Vordeck, wo das Eis für den Versand war und der Wein kühlte, die Flasche holte. „Ja“, sagte er noch und schlug mir mit der Hand auf die Schulter, daß ich lachen mußte.

DER PANTOFFELHELD / VON OLAV SOLMUND

Lars Olsen war eine gutmütige, weiche Seele. Man mochte ihn gerne, weil er zudem stets fröhlich war. Das aber änderte sich zusehends, seit er Antje Sören geheiratet hatte. Sein Frohsinn schwand immer mehr, und die Kameraden in Boerlund's Fabrik machten sich ihre Gedanken darüber. Lars kam auch seitdem nur noch einmal wöchentlich zum Stammtisch. Na, in den ersten Wochen der Ehe fand man das erklärlich und verzeihlich, daß aber Lars auch am Freitagabend, wenn der Lohn ausgezahlt wurde, nur immer eine einzige Krone in der Tasche hatte, das war seltsam.

Das ging nun schon seit Wochen so, und Lars wurde immer bedrückter. Da nahm ihn sich eines Abends Ole Hansen vor: „Nun sag doch mal, Lars, was ist bloß mit dir? Hält dich die Antje zu kurz, ist sie sauer?“ Lars antwortete nicht gleich. Nach einer Weile erst sprach er endlich bedächtig: „So ähnlich ist es. Sie meint, es sei nicht nötig, daß ich ins Wirtshaus gehe. Hat sie das Loben schon ziemlich gemacht, sie nimmt mir den ganzen Lohn ab und gibt mir dann immer nur eine Krone, und auch diese nur mit Murren und Vorwürfen. Etwas aber muß der Mensch doch haben!“

„Ja, ja!“ nickte Ole Hansen, und nachdem er eine Weile angestrengt nachgedacht hatte, meinte er: „Lars, ich hab's! Am fünfzehnten gibst's Lohnenthebung. Davon sagst du der Antje nichts. Das Maß behältst du einfach für dich, und wir kaufen uns davon ein Los und spielen in der Lotterie. Es werden alle damit einverstanden sein, und es bleibt außerdem immer noch etwas übrig, um an den Freitagabenden einige Gläser mehr als sonst zu trinken!“ Lars war zwar etwas ängstlich, es könnte herauskommen. Als aber auch die übrigen Kameraden damit einverstanden waren, machte er mit. Die Freitagabende wurden wieder feuchter, und Lars, der jetzt einige Kronen mehr in der Tasche hatte — bei der Lohnung gab er sie wohlweislich Ole zum Aufbewahren — war froh gestimmt wie früher und freute sich mächtig, daß er Antje so ein Schnippen schlagen konnte. Und da er sich wohl hütete, später als sonst und etwa beschwipst nach Hause zu kommen, geschah es doch einmal, daß nicht dieser oder jener Geburtstag feiert — kam Antje auch nicht hinter den kleinen Betrug. Das war so: Wie verabredet, hatten sie gemeinsam ein Los gekauft, das sie auch weiterspielten. Es war ein Viertel des Staatslotterie. Das kam nun mit einem hohen Gewinn heraus. Jeder der vier Stammtischfreunde erhielt bare zwölftausend Kronen ausgezahlt. Das war ein Jubel! Als Lars die knisternden Scheine in Händen hielt, da eilte er spornstreichs nach Hause, um Antje von dem Glück zu berichten. Sie sah den Kleinen, vor Freude strahlenden und zapfelnden Lars durchdringend an, griff nach den Banknoten und fragte dann mit unheilverkündender Stimme: „Woher hast du denn das Geld gehabt, um in der Lotterie zu spielen, he?“



ASBACH »URALT« ist mit Liebe, Sorgfalt und Geduld gebrannter Wein. Sie spüren das an seinem vollen runden Weinduft. Sie schmecken das an seinem milden »weinigen« Geschmack.

IM
**Asbach
Uralt**
IST DER GEIST DES WEINES!



„Herr Hinterlechner, der Herr Doktor hat doch extra gesagt, Sie sollen Ihren Magen schonen!“
 „Is' scho' recht, Schwester, dann laß' ma halt die Tropfen weg!“

Dieta: „Signor Hinterlechner, il Dottore ha pur detto extra che dobbiate aver riguardo col vostro stomaco!.. — “Benissimo, Suora; allora smettiamo una buona volta le gocce!..

DAS RÄTSEL UM ANNA TOSCHENKA / VON KURT GROOS

Endlich (an diesem Tage traf der verhängnisvolle Brief ein) beschloß Petersen, den berühmten Psychotherapeuten Dr. Achmed Mulminger aufzusuchen. Er mußte ihn aus dem fürchterlichen Traumschlingel der letzten Monate befreien! Die Praxis des Dr. Mulminger befand sich in einem äußerst behaglich eingerichteten, fensterlosen Raum, den indirektes Licht schwach erleuchtete. Dominierend war die sattrote Farbe in leicht schwingenden Abstufungen; vorwiegend purpurrot und burgunderrot. Ebenso wie die tiefen Polstermöbel, waren auch die Wände und die Decke rötlich getönt — der Raum wirkte dampf-anschießend. Bücher, Bilder oder andere eckige Dinge fehlten. Auf der ovalen Schreibtischplatte stand ein Reagenzglas in das ein bläulicher Komplex eingepfropft war, der sich in seiner engen Hülle etwas wand. Daneben lag ein konvex geschliffener Achatstein von gelber Farbe, in der Mitte von grünlichen Ringen durchzogen. Mit diesem

Stein pflegte Dr. Achmed Mulminger, falls erforderlich, seine Klientel zu hypnotisieren.

Der berühmte Psychotherapeut (er saß in einem tiefen Sessel hinter dem Schreibtisch) lud Petersen mit ruhiger Geste ein, gegenüber Platz zu nehmen. Danach forderte er ihn mit leisen, angenehm-bestimmten klingenden Worten auf, sich vollends zu lockern, alle Hemmungen abzustreifen, und seine Träume zu erzählen.

„Lieber Dr. Mulminger! Seit Monaten geistert ein gewisses Frauenzimmer namens Anna Toschenka durch meine Träume!“

„Heißt sie Toschenka oder etwa gar Taschenka?“ erkundigte sich Dr. Mulminger interessiert.

„Nein, Toschenka, mit o, ihr Vorname ist Anna. Was, frage ich mich dauernd, will diese Person in meinen Träumen? In meinem ganzen Leben kannte ich weder eine Toschenka noch eine Anna, auch keine Russin, denn die Toschenka, eine ansehnliche, um nicht zu sagen, verführerische Person, behauptet, Russin zu sein, ihr Vater habe unter General Denikin in der Weißen Südmaree gekämpft.“

„Sagte sie vielleicht nicht, daß es Admiral Koltischak gewesen wäre, unter dem ihr Vater kämpfte?“ unterbrach Dr. Mulminger.

„Nein, sie redete nur von Danikin“, erwiderte Petersen. — „Bitte, fahren Sie fort!“

„So sehr ich mich tagsüber gegen Personen ihrer Art sträube, muß ich eingestehen, daß mir ihre Gesellschaft in meinen Träumen manchmal durchaus angenehm war, trotzdem viel beklemmende Dinge in diesen Träumen geschahen. Vor einiger Zeit hielt mich die Toschenka (diesen Traum werde ich ausführlicher erzählen) in der Rankestraße an. Eigenartigerweise erschrecke ich Jedesmal, wenn sie mich anspricht. Sie machte mir damals den Vorschlag, gemeinsam mit der Zahnradbahn auf den Pilatus zu fahren; solche verrückte Ideen hat sie dauernd! Seltensamerweise kann ich ihr nie widersprechen. In der Zahnradbahn wurde die Toschenka zärtlich, äußerte, mich auf dem Gipfel des Pilatus heiraten zu wollen. Ich nickte natürlich zustimmend, wie immer.“ — „Das hätten Sie



Auf den Leim gegangen — Andati nella pania

nicht tun dürfen!" tadelte Dr. Mulminger. „Bitte, erzählen Sie weiter!" „Na, ich tat es aber. Auf dem Berggipfel heirateten wir. Es passierten aber keine mir der Toschenka gegenüber trotz der Heirat unerlaubt erscheinenden Dinge, ganz abgesehen auch von den sich auf dem Berg ergebenden rein technischen Schwierigkeiten, denn in Brusthöhe trennten uns zähe, undurchdringliche Schichtwolken. Die Toschenka behauptete zwar, es wären Spinnweben; bestimmt waren es aber Schichtwolken." „Kamen die Schichtwolken von oben?" unterbach Dr. Mulminger erneut. „Nein, aus unseren Hüften. Vornehmlich aus der linken Hüfte der Anna Toschenka, anfangs hatte ich sogar das Gefühl, sie wolle mich einnebeln. Anna — wir hatten in der Zahnradbahn beschlossen, uns fortan zu duzen — flüsterte etwas in die uns trennenden Schichtwolken; danach sanken wir tief durch sie hindurch. Immer lichter, lauter wurden die Wolken nun, schließlich konnten wir eng umarmt weiterinszenen. In mein Blut kam ein neues, berauschendes Gefühl. „Lieberste, jetzt wollen wir die Hochzeitreise antreten!" flüsterte Anna. Sie schloß sie so eng an mich, daß ich fast ohnmächtig wurde; allerdings eine sehr angenehme Art von Ohnmachtsnähe war es. „Träumten Sie das bunt oder einfarbig?" fragte der Seelenarzt. „Eigentlich mehr einfarbig, anderes aber auch wieder grell. Beispielsweise waren die Lippen von Anna Toschenka in den Träumen sehr grellrot; vielleicht lag es daran, daß sie den Lippenstift so oft gebrauchte." Dr. Mulminger beugte sich interessiert vor: „Noch eine wichtige Frage.

Waren Sie ja in früheren Jahren auf dem Pilatus, in dessen Nähe, oder haben Sie anregende Bücher über diesen Berg gelesen?" Petersen lachte höhnisch und verzweifelt auf. Selbst während des Traumes habe er angenommen, daß der Berg Pilatus eine Erhebung in der Nähe Jerusalems oder einer anderen biblischen Gegend sei. Erst am nächsten Morgen habe er durch das Lexikon sehr erstaunt festgestellt, daß der Pilatus den Vierwaldstätter See überregte, also der weit von der ehemaligen Landpfleger in Judäa entfernt. „Das ist wichtig!" murmelte Dr. Mulminger „das sollte weiter!" „Die durch die Schichtwolken führende Hochzeitreise ging zuerst nach San Juan de Puerto Rico auf der Insel Portoriko, obgleich ich Altötting vorschlug, denn dort kenne ich eine wirklich preiswerte Pension, auch die Betten sind gut. Aber ich drang bei Anna mit meinen Wünschen ja nie durch. Kaum fanden wir festen Boden unter uns, waren also in San Juan de Puerto Rico angekommen, da gefiel es Anna Toschenka dort nicht; sie kam nicht mehr; so launisch ist sie. Sie wollte plötzlich zu den großen Sunda-Inseln, nach Borneo. Anna brach meinen Widerstand, indem sie mich heftiger an sich preßte, was mir, offen gestanden, nicht schlecht gefiel. Durch locker übereinanderliegende Zirruswölkchen glitten wir nach Borneo. Dort angekommen, jagte uns gleich ein gewaltiger Orang-Utan, so daß wir, wollten wir das Leben retten, hochschnellen und weitergleiten mußten. Trotzdem hatte Anna die tropischen Gegenden noch immer nicht satt. Honolulu auf den Hawaii-Inseln schien ihr nun der einzig richtige Ort; von dort wollten wir Ausflüge in das Landesinnere unternehmen. So also leide ich in meinen Träumen unter den Launen dieser Anna Toschenka. Allerdings tat ich ihr dieses Mal unrecht, auf Hawaii war es schön Massenweise tanzten dort erfreulich geformte Mädchen um lodernde Feuer. Sie waren zwar äußerst mangelhaft bekleidet, um das Wort bekleidet überhaupt zu gebrauchen; für Hawaii genügte es aber wohl. Als ich mich mit einer Gruppe dieser Mädchen unterhielt, um ihre interessanten Trachten genauer ansehen zu können, machte die Toschenka eine peinliche Eifersuchtszene. Sie riß mich an sich; wir schnellen wieder hoch. Ich sah eben noch, daß eine amerikanische Reisegesellschaft uns von unten folgte. Vollkommen übergangslos — selbst das Schweben brach läß ab — landeten wir in dem Schlafzimmer dieser Anna Toschenka. In früheren Träumen hatte ich dieses Zimmer noch nie gesehen; ich sagte ja schon, daß nichts Unerlaubtes zwischen uns war. Plötzlich erkannte ich, daß Anna unbekleidet war. Ich weiß, daß sie sich in ihrem Schlafzimmer nicht entkleidete; darauf achtete ich genau. Also mußte sie auch schon auf dem Pilatus, in San Juan de Puerto Rico, auf Borneo und in Honolulu so herumlaufen sein. Dort überall hatte ich es zwar nicht bemerkt. In der letzten Zeit bin ich aber auch so fürchterlich flüchtig und vergeßlich. Kurz und gut, als ich mit der Toschenka in deren Schlafzimmer gelandet war und sie unbekleidet sah — es war nur ein Augenblick! — brach der Traum ab. Mich überkam das Gefühl einer Betäubung. Dieses Betäubungsgefühl hielt bis zu meinem Erwachen an; ich erwachte an diesem Morgen um sieben Uhr vierundzwanzig." „Hm, so; hmmm!" meinte Dr. Achmed Mulminger. „Dann wollen wir Ihre Träume jetzt mal von dieser Anna Toschenka bereinigen!" Bei diesen Worten umklammerte seine Linke langsam den gelben Achatstein mit den grünen Ringen in der Mitte; Petersen sollte anscheinend hypnotisiert werden. „Aber nein, lieber Dr. Mulminger, ich bin ja noch gar nicht zu Ende!" rief Petersen verzweifelt. „Die Träume sind schließlich nicht einmal das Schlimmste. Sie müssen mich bis zum grauenvollen Abschluß anhören, ob Sie mit der Behandlung beginnen — das Schlimmste ist dieses hier!" Petersen überreichte dem berühmten Psychotherapeuten den verhängnisvollen Brief, den er heute morgen mit der zweiten Post erhielt. Diesen Brief:

Anna Toschenka (zur Zeit Privatklinik Professor Galginger)

Mein heißgeliebter Peter, mein ewiger Traum!

Endlich, endlich ist es so weit! Wir sind nicht mehr zu zweien, Lieber, wir sind zu dritt nun! Wie glücklich ich bin, Peter! Immer und immer habe ich in diesen langen Wochen an unsere heiße Liebe, an unsere herrlichen Tage denken müssen! Am glücklichsten waren wir wohl auf dem Gipfel des Pilatus. Und danach diese herrliche Reise in die paradiesischen Tropen! Haben wir nicht zuviel Geld ausgegeben?

Nun ist es schon neun Monate her; ich meine, gestern wäre es gewesen. Mein Geheimnis aber behielt ich für mich, deshalb allein blieb ich Dir so viele Wochen fern. Ich wollte Dich überraschen, nun überrasche ich Dich! Ein Junge ist es! Auch er soll Peter heißen, Peter Petersen, genau wie Du! Solltest Du aber, Liebeste, eine monatlich festzulegende Verpflichtung der ehelichen Gemeinschaft verletzen (was ich keineswegs glaube!), so wird er eben Peter Toschenka heißen; wie hübsch klingt auch das! Nun alle zu uns! Nimm die Linie sechs; sie hält direkt vor der Klinik! Anna! Anna! Anna! PS. Auch Peterlein läßt schön grüßen!

Dr. Achmed Mulminger ließ den Brief langsam aus der schlaff gewordenen, eine zeitlang den Rechten herabsinken. Aus der anderen Hand kollerte der gelbe Achatstein mit den grünen Ringen auf den Schreibtisch — der bläuliche Komplex im Reagenzglas zuckte erschreckt zusammen. Mulminger mußte sich sammeln, tief innen. Zusehends erlosch das Licht in seinen Augen. Als das die Erscheinung der Pupillen war, so das Strahlen in sich selbst. Geheimnisvoll östlich sah er so aus; er konfertierte mit seinem anderen Ich. Schließlich erhob er sich aus dem Sessel, mit äußerster Willenskraft hatte Dr. Mulminger sich aus der sammelnden Erstarung, aus der grenzenlosen Abwesenheit herausgerungen. Tief nachdenklich durchmaß er den Raum einige Male sehr langsam, manchmal etwas zusammenschauernd.

Endlich schloß sich Petersen zu. Das Gesicht des berühmten Psychotherapeuten war außerordentlich ernst, als er sich diesmal abschließend äußerte: „Ich will ehrlich sein! Die Lösung Ihres Problems geht über meine Kraft. Sie scheinen mir ein hoffnungsloser Fall. Versuchen Sie aber doch noch das Allerletzte! Fahren Sie mit der Linie sechs zu Anna Toschenka!"

Das ideale Modell

(K. Heiligenstaedt)



„Die stand phantastisch! Da konnte man zwischendurch Besorgungen machen gehen . . . !“

Il modello ideale: „Ella posava magnificamente! Si poteva nel frattempo uscire a far provviste!..“



„Zu dumm, wenn man so schlampig träumt: den Gang hatte er von meinem Mann, die Figur von Hans Albers und sonst ähnelte er unserem Briefträger. Da soll sich einer auskennen!“

Il risveglio: „Che stupidità fare un sogno così confuso! . . . Egli aveva l'andatura di mio marito, la figura di Hans Albers e nel resto somigliava al nostro portalelettere. Com'è possibile raccapezzarsene!?,“